

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 3 (1908-1909)
Heft: 7

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Umschau

Rezeirkel Göttingen. Die Winter-sitzungen des Literarischen Klubs setzten am 31. Oktober mit einem Vortrage des I. Vorsitzenden, Dr. Hans Trog, verheißungsvoll ein. Vor einem lebhaft interessierten zahlreichen Auditorium entrollte der Vortragende das in künstlerischer, literar-historischer und menschlicher Beziehung aufschlußreiche Dokument der Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Die beiden umfänglichen Briefbücher kritisch beleuchtend (z. B. als Kontrast zu den Kellerbriefen!), eruierte Dr. Hans Trog eingangs die allgemeinere Bedeutung dieser Publikation und sondierte somit die differenzierte Stellung C. F. Meyers unter den deutschen Epistolographen überhaupt. Der Zusammenhang des Schreibortes (Heimat, Erziehung, Jugend, Freundschaft u. s. f.) mit dem erst spät zur hohen Künstler-schaft heranreifenden Dichter und den heimatlichen Briefempfängern; die Überbrückung der Schweizergrenze durch den Briefverkehr mit ausländischen Freunden und Bekannten ergaben so den Spiegel und die Spiegelbilder getrennter Zeiten und mancherlei interessanter räumlich weit geschiedener Menschen, die in der Einheit dieser Briefbücher ein wertvolles Stück Kultur des Menschen und Künstlers C. F. Meyer und seiner Zeit darstellen. Lebhafter Beifall und eine wiederholten Druck bezeugende Diskussion, an der der Herausgeber der Briefe, Adolf Gren, sich auch beteiligte, belohnte den reichen, fleißigen und umfassenden Vortrag.

Die II. Sitzung, vom 7. Nov., gehörte dem bekannten Lyriker Emanuel von Bodman, dessen Kunst in dieser Zeitschrift im vergangenen Frühjahr eingehend gewürdigt wurde. Auch dieser Abend war sehr stark besucht und wurde ein voller Erfolg. Bodman las zuerst „Neue Lyrik“, darunter eine Anzahl bekannter wirkungsvoller Stücke. Besonders tiefen Eindruck

machte von den zum erstenmal gebotenen Gedichten die „Oktobernacht“ und der „Gesang der Harfner“. Mit erhöhtem Interesse lauschte die Runde den Bodmanschen „Balladen“ des zweiten Teiles seines Programms. Meines Wissens sind dies die ersten öffentlichen Darbietungen des Dichters auf diesem Gebiete, und man muß sagen, daß Bodman das Instrument spielen kann, zumal er den Ton, den Rhythmus, die Farbe der guten modern-impressionistischen Bänkelsangballade (um den Ausdruck „Cabaret“-Ballade zu vermeiden) ganz vorzüglich trifft. Den Humor der viel belachten Schlußabteilung „Bunte Bühne“ kennzeichnet man am besten durch ein kleines Gedicht, das mir im Ohre blieb.

„Wohin, wohin, mein Dichter? —“

„Zur Universität!“

— Es brennen schon die Lichter —
Laßt mich, sonst komm' ich zu spät . . .“

„Wirßt du im Alter fleißig?“

Hast sonst ihr den Rücken gefehrt —“

„Ich werde auf „Zimmer dreißig“

Von einem Professor erklärt . . .“

Carl Friedrich Wiegand.

Zürcher Stadttheater. Oper. Da wir wieder eine italienisch gebildete Koloratur-sängerin haben, so wiederholte unsere Oper das vor zwei Jahren schon einmal versuchte Wagnis, Verdis „Traviata“ in italienischer Sprache aufzuführen, wiederum mit sehr freundlichem Erfolge. Sehr lange hat allerdings der starke Besuch nicht angehalten, da die Zahl der italienisch verstehenden Opernbesucher nicht allzu groß ist, und die italienische Kolonie schließlich nur die oberste Galerie zu füllen vermag. — Mit der „Tosca“ ist es so gegangen, wie hier vorausgesagt wurde; es war ein Sensationserfolg, der bald wieder abflaute; schon jetzt mußte eine Aufführung der Oper auf einen Freitag als den Mode-

tag gesetzt werden, weil man da allein sicher auf ein ordentlich besetztes Haus rechnen kann. E. F.

Zürcher Theater. Unser Schauspiel-repertoire hat jüngst auf zwei ältere Werke moderner Dramatiker zurückgegriffen: auf Ludwig Fuldas Renaissancekostüm-Lustspiel „Die Zwillingsschwester“, eine artige, leider am Schluß ins Schwank-artige ausgleitende Komödie, in der eine kluge Frau einem etwas ehesatt gewordenen Gatten sich wieder begehrenswert macht, wobei sie zugleich für sich selbst einige Paragraphen ihres Ehelebens einer löblichen Revision unterwirft, und sodann auf Sudermanns in der Garbüche der groben Effekte gekochtes Schauspiel „Sodoms Ende“. Im Pfauentheater wurden die beiden Stücke herausgebracht und zwar in recht annehmbarer Form. Von einem literarischen oder ästhetischen Gewinn läßt sich freilich in beiden Fällen nicht sprechen. Wenn uns Fulda immerhin artig unterhält, so wird Sudermanns Drama recht eigentlich zu einer Qual. Schon wie diese Menschen reden, ist nicht mehr anzuhören.

Den Freitagsabonnenten des Stadttheaters, die besonders gut gehalten sein wollen, weil sie das stattlichste ständige Kontingent der Theaterbesucher stellen, bot man die Premiere der Komödie von Caillavet und Giers „Die Liebe wacht“ (*L'amour veille*). Das Stück wurde gut aufgenommen. Es flattert hübsch um den Ehebruch herum, ohne sich gefährlich mit ihm einzulassen. Die adlige Mondaine, die ihren Cousin und Liebhaber an die frische, muntere Jacqueline (bei der man sich freilich die sexuelle Aufklärung ersparen kann) verliert und dann die erste Gelegenheit benützt, um den gutherzigen Kerl (natürlich einen Marquis) wieder für sich einzufangen, muß sehr rasch den Schauplatz räumen und sich nach einem andern Remplaçant für ihren abwesenden Gatten umsehen; denn — und das verkündet der Titel des Stückes — die echte Liebe schlägt derartige Ehe-Störenfriede siegreich aus dem Feld. Und Jacqueline liebt ihren

Marquis so fabelhaft, daß sie es mit dem besten Willen nicht über sich bringt, Böses mit Bösem zu vergelten, d. h. dem Gatten für seine Untreue den bekannten Kopfschmerz zu applizieren. Der Marquis aber liebt im Grunde seines weitgebauten Herzens auch nur seine kleine Jacqueline echt und ehrlich, so daß künftig dieses Paar das Musterbeispiel einer glücklichen Ehe abgeben wird — nach dem löblichen, gnädigen Willen der Verfasser.

Das Stück hat reizvolle Nebensächlichkeiten. So kommt z. B. ein Abbé vor, der für eine Glocke in sein Kirchlein kollektionniert; während er bei den „guten“, devoten Familien höchst spärliche Unterstützung findet, erhält er von einer Demimondaine (welche der unschuldige Pfarrer für einen Tugendspiegel hält) eine stattliche, den hohen Fehlbetrag deckende Summe, welche die galante Dame ihrem alten Freunde unter der Rubrik Toilettenausgaben abgeknüpft hat. Die netteste und eigentlich originellste Figur des Stückes ist ein junger vermöglicher Privatgelehrter, der unglaublich langweilige Bücher schreibt, dabei aber doch auch Sehnsucht nach dem frischen, farbigen Leben in sich spürt, welche Sehnsucht leider immer wieder eine platonische bleibt; nur eine Klavierlehrerin, die gleichfalls vom Schicksal für eine abenteuerfreie, auf der Schattenseite der Liebe liegende Existenz bestimmt scheint, flücht ihm dann ein paar dürftige Papierrosen in sein arbeitsames, keusches Junggesellenleben.

Hr. Kaase spielte diese Rolle mit sicherer Charakteristik und Fr. Terwin war eine niedliche Jacqueline. H. T.

Berner Stadttheater. Schauspiel. Die Sonne des Todes. Eine Dichtung von F. M. Kurth.

Die Szenerie: Ein reiches in tiefen Tapeten- und Teppichfarben gehaltenes Gemach. Die Möbel Ebenholz. Böcklins Toteninsel im nach innen abgekehrten Onyxrahmen, der im sattesten Violett schimmert. Viele Fanecen und Kunstgläser. Zwei Meuniersche Bronzegruppen aus dem Landleben. Originalradierungen

Klingers aus seinem Zyklus „Vom Tode“. Viele alte Musikinstrumente“.

Darin der Künstler, der mit dem Tode ringt. Zu Beginn Orgelspiel, zu Ende Orgelspiel, Sonnenuntergang, Sonnenaufgang. Und dazu das Knochengeripp des Todes im schwarzen Samtmantel mit Lorbeer auf dem Schädel.

Und der Künstler spricht Worte, Worte, die zu gereimten Versen vereinigt, das Publikum in den „schlimmsten Halbheits-schauder in der Ganzheit der Natur“ jagen (wie es einmal in dieser Dichtung heißt). Den Künstler, in dessen morschem Leib noch ungebrochener Tatendrang wohnt, in dem die Schaffensfreude, Schöpferlust noch quillt und treibt und den doch Meister Hein zu sich ruft, den Künstler im letzten Ringen darzustellen, ist ein ebenso poetischer wie dramatisch gestaltungsfähiger Gedanke. Aber der Autor vermochte den Gedanken nicht zur ergreifenden Tat umzusetzen. Der Leser verliert über den unzulänglichen Versen (und das sind sie — trotz manch glücklicher Wendung und manch originellen Bildes) die Freude, und dem Zuhörer klingen die Verse von der Bühne vielfach unverständlich, ohne inneren Zusammenhang, ohne Eindringlichkeit herab. Worte, Worte! Und dennoch: das Stück besitzt so große äußerliche Wirkungsfähigkeit, daß man fast an Tiefe glaubt, wo nur Fläche ist. Das Raffinement besticht, die technischen Hilfsmittel schaffen die Ergriffenheit. Meister Hein vor der Orgel, die Sonne der Unsterblichkeit rot und golden ins Gemach glühend und der Künstler in Freude sterbend: ein Bild, das rein als Bild genommen, tief und stark wirkt.

Der Autor, unser Heldendarsteller, spielte selbst den Künstler, aber nicht besser als sein Stück ist.

Goethes „Die Geschwister“ und Kleists „Der zerbrochene Krug“ empfand man als doppeltes Labfal nach der pretensiösen Geschraubtheit der Kurthschen Dichtung. Zudem fanden die beiden ewig jungen Lustspiele eine Aufführung, an der man nur Freude haben konnte.

War Frä. Grau eine Marianne voller Liebreiz und Anmut, so war der Dorf-richter Adam des Herrn Kauer ein Kabinettstück fein humoristischer Darstellungskunst.

Dagegen versagte unser Schauspielensemble bei der Aufführung von Hebbels „Die Nibelungen“. Es fehlte der Stil und die Einheitlichkeit. Der eine Teil der Schauspieler spielte mit dem Pathos der französischen Tragöden, der andere hielt den Konversationston eines modernen Salonstückes für das Richtige, und ganz Gewiegte schworen gar zur Fahne der Synthese zwischen diesen beiden Linien. An Hebbel erliegen freilich auch noch größere Schauspieler, als wir am Berner Stadttheater haben, und so scheint es mir in erster Linie ein Fehler der Direktion zu sein, ein Drama in den Spielplan aufzunehmen, zu dessen einwandsfreier Aufführung nicht die genügenden Kräfte zur Verfügung standen. Die Darsteller selbst gaben sich ja alle Mühe, aber umsonst. Selbst gute Einzelleistungen mußten in der völligen Stilllosigkeit wirkungslos untergehen.

Oper. Högnis letzte Heerfahrt. Oper von Peter Fajbänder, Dichtung von Hermann Lingg.

Man mag es als günstiges Zeichen deuten, wenn bei einer Erstlingsoper die Kritik vor allem den Text und seinen Dichter zerpfückt. Wenn es trotz aller Mangelhaftigkeit und trotz allem Ungeschied in dramatischer Hinsicht dem Komponisten dennoch gelingt, sich wärmere Anteilnahme seiner Zuhörer zu erzwingen, so ist damit dem musikalischen Schöpfer ein ungewöhnliches Maß von Gestaltungskraft zugesprochen. Fajbänders Werk ist als Oper wohl abzulehnen — trotz der Vorzüge, die seine Musik aufweist. Aber ein Musikdrama, das in seiner Handlung den Zuhörer so völlig kalt und gleichgültig läßt, das eine so große psychologische Verworrenheit aufweist, das so völlig jeglichen dramatischen Akzentes entbehrt, wie „Högnis letzte Heerfahrt“ — dem mag selbst eine göttliche Vertonung nicht zu Erfolg verhelfen. Und die Vertonung

Faßbänders — göttlich ist sie nicht. Sie ist tüchtig, fleißig, sorgfältig, sie weist manche originelle Seite auf, ist aber im Ganzen doch allzusehr von Wagners Einfluß abhängig. Man muß — um zu gerechter Würdigung zu gelangen — von der Behandlung der Singstimmen durch Faßbänder ganz absehen. Denn hier ist Unfanglichkeit mit Langweiligkeit und Unbeholfenheit vereinigt. Raum eine oder zwei Stellen — ich erinnere als Ausnahme an die Ansprache Högnis an seine Mannen und in Verbindung damit den Chor der Krieger im letzten Teil — die von größerer Selbständigkeit und Wirkungsfähigkeit zeugen. Dagegen weist die Orchesterpartitur Züge auf, die allen Anspruch auf Beachtung erheben können. Hier zeigt sich die reiche Erfindungsgabe des Komponisten und meisterlich ist die Art, mit der er die tragenden Motive orchestral zu bearbeiten versteht. Namentlich gegen den Schluß erlangt das Orchester eine Ausdrucksfähigkeit, die tiefe Wirkung auf den Hörer nicht verfehlen kann.

Das Publikum hat dem anwesenden Komponisten herzlichen Beifall gespendet. Vielleicht wäre der Beifall noch lebhafter erklingen, wenn nicht das Ungeschied der Regie den ohnehin schon unklaren Schluß nicht noch völlig unverständlich gemacht hätte. Die Aufführung selbst, die sich ja wegen der unglaublichen Ungeschiedlichkeit des Textbuches sehr schwierig gestaltete, geriet so gut als es möglich war. Herr Hieber gab die schwere Rolle des Högni (die Hauptrolle liegt in den Händen des Bassisten!) sehr zufriedenstellend.

J. Brülls komische Oper „Das goldene Kreuz“, die als Satyrspiel dem Drama folgte, fand eine herzlich schlechte Aufführung. Die gesanglichen Leistungen der Hauptdarsteller waren unzureichend, und das Orchester schien seine Aufmerksamkeit und sein Interesse in den Noten von Faßbänders Oper gelassen zu haben.

G. Z.

Zürcher Musikleben. Am 29. Oktober haben nun auch unsere Kammermusikaufführungen wieder eingesetzt. Unter den drei Werken, die das Programm der ersten

brachte, Beethovens Streichquartett in E-Moll op. 59,2, Regers Sonate in D-Moll op. 42,1 für Violine allein, ausgezeichnet gespielt von unserem neuen Konzertmeister Willem de Boer, und Klaviertrio Nr. 2 in Es-Dur von Volkmar Andreae, nahm naturgemäß das letzte bei uns das größte Interesse in Anspruch. Was das Werk, das durch die Herren de Boer, C. Roentgen und dem Komponisten (Klavier) eine vortreffliche, schwungvolle Ausführung erfuhr, vor allem aufs neue bewies, ist Andreaes glänzendes kompositionstechnisches Talent, das ihn befähigt, mit verhältnismäßig einfachen thematischen Mitteln ein durchweg fesselndes musikalisches Bild zu entrollen. Namentlich die Mittelsätze Molto adagio und Presto weisen Partien von hoher inhaltlicher Schönheit auf; daß das Presto eine unverkennbare Stimmungs- und motivische Ähnlichkeit mit Hugo Wolfs „Feuerreiter“ besitzt, soll hier nicht als Vorwurf, sondern nur als Kuriosität konstatiert werden. Auf jeden Fall hat uns Andreae mit seinem neuen Trio ein Werk geschenkt, dem man nur von Herzen eine weite Verbreitung wünschen kann.

Des weiteren haben wir zu berichten von dem zweimaligen Auftreten — am 27. und 30. Oktober — der dreizehnjährigen Violinvirtuosin Vivien Chartres aus London. Wir sind heute im allgemeinen gegen Wunderkinder recht skeptisch geworden. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind, und wir leben in einer ver-teufelt ungläubigen Zeit. Man wittert Dressur und wird verstimmt. Um so entzückter sind wir, einem wirklich echten, nicht gezüchteten (oder gar „gezüchtigen“) Wunderkind zu begegnen, und zu dieser Kategorie seltener Menschen gehört ohne allen Zweifel Vivien Chartres. Was an ihr das Wunderbare ist, ist vor allem ihre phänomenale Technik, die die Dreizehnjährige in dieser Hinsicht auf eine Stufe mit den ersten Virtuosen unserer Zeit stellt. Die haarsträubendsten Schwierigkeiten kommen bei ihr mit spielender, fast übermühtiger Leichtigkeit heraus. Ist so

ihre Technik ihren Jahren weit vorausgeeilt, so ist ihre Auffassung doch noch mehr oder weniger — und das ist gerade das Erfreuliche — die eines allerdings hoch entwickelten und eminent begabten Kindes. Es liegt über ihrem Spiel der Zauber eines reinen und innigen, noch durch keinen großen Schmerz des Lebens hindurchgegangenen Fühlens. Das erste Konzert — mit Orchester — brachte als Hauptnummer Mendelssohns Violinkonzert, daneben das Konzert in D-Moll von Bieurtamps und mehrere Solostücke im Mittelpunkt des zweiten (kleiner Saal) stand Bachs Chaconne, die eine dem oben gekennzeichneten Standpunkt entsprechend wundervolle Wiedergabe erfuhr.

Den übrigen Konzerten der letzten Zeit, der Aufführung von Glucks „Alceste“ durch den „Gemischten Chor Zürich“, sowie den Konzerten der Schwestern Anna und Marie Hegner und der Geschwister Vaterhaus war ich beizuwohnen leider verhindert, und muß mich daher darauf beschränken, zu erwähnen, daß ihnen fast ausnahmslos der Beifall der hiesigen Kritik zuteil geworden ist.

W. H.

Ausstellung der Sektion Bern der Freien Schweizerischen Künstlervereingung. Wohltätige Ruhe! Dieser erste Eindruck der Ausstellung ist das Resultat der verständnis- und geschmackvollen Aufstellung. In dem gut ausgenühten Raum bieten die übersichtlich in gefälligen Gruppen auf dunkelrotem Grunde geordneten Bilder eine angenehme Fülle ohne Überladung. Auch wird die geschlossene Ruhe durch keine technischen Versuche und Spielereien gestört, bei denen die Mache, alles andere verschlingend, in die Augen springt. Interessante Technik finden wir hier auch; aber sie ist, was sie einem guten Kunstwerke sein soll: das Ausdrucksmittel, dessen Art der Kenner wohl sieht und prüft, das hingegen der Laie gar nicht beachtet, das niemals aufdringlich wirken darf. Sehr reich ist die Ausstellung in stofflicher Hinsicht. Figurenbilder, Landschaften, Tierbilder, Blumen, alles ist da, und mancher Künstler betätigt sich in mehreren Gebieten.

So J. C. Kaufmann mit seinen originell aufgesetzten kletternden Soldaten, dem großen, ruhigen, eingehendsten Studium verratenden Ochsengeßpann, dem Kavalleristen, den bewegten Gruppen französischer und schweizerischer Artilleristen. Und er zeigt noch See und Berg, heimelige Häuser und Hütten, alles mit gleicher Liebe erfaßt und mit geübter Hand wiedergegeben.

Ein anderer Vielseitiger, der überall sucht und findet, dem die Natur in jeder ihrer Äußerungen etwas sagt, den Form und Licht und Farbe packen und reizen, das ist Frank Behrens. Wir begegnen ihm auf dem wirkungsvollen Plakat, dem originellen Maler im langfaltigen Gewand; er zeichnet die Ausstellungskarte. Vor seinen Arbeiten geht uns das Herz auf ob dieser warmen, kräftigen Farbe, dieser einfach geschauten Natur, die uns so wahr anmutet, daß uns scheint, es sei alles mühelos hingemalt. Und wie einfach hingemalt! Mitten unter den Landschaften „der japanische Schirm“, ein Bild voll leuchtendster Farben und doch vollkommen ruhig und harmonisch wirkend. In jeder Technik bewegt sich Behrens gleich mühelos; wie weich gibt er in Wasserfarben den Flaum der Vögel wieder. Große Begabung und starke Arbeitskraft sprechen aus jedem seiner Werke.

Ringens und Strebens und kräftiges Zugreifen zeigt sich auch in den Arbeiten von Ernst Hodel, in den prachtvoll schweren, kantigen Felsen mit dem scharfen Kontrast von Schatten und grellem Licht. In Landschaften, Figuren und Tierbildern gibt er einen kleinen Überblick über sein Schaffen.

Ernst Leuenberger bringt ein großes Bild: In den Alpen. Mit tiefer Empfindung stellt er den frischen Geißbuben mit seinen weißen Tieren hell und sonnig unter die mächtige Wettertanne und läßt sie Lust und Lust der freien Bergwelt genießen. Gewissenhaftes Studium bezeugen auch andere Bilder und Studien Leuenbergers.

Ausschließlich Figurenmaler ist Karl

Gehri. Er stellt seine Bauern naturwüchsig dar in ihrem liebevoll abgebildeten Heim, etwa einmal in Pose, gewöhnlich aber in natürlicher Stellung, mit wahren Ausdruck. Er liebt und studiert seltsame Beleuchtungen, so im „Gewitter“, wo das Licht scharf grün durch die regenüberfluteten Scheiben fällt. Auch Karl Lüthi hat ein freundliches Bernermädchen gebracht und Martha Stettler flüssig und breit gemalte Kinderbilder, das eine in leuchtendster Sonne glänzend.

Unter den Bildnismalern finden wir Frank Behrens, Karl Gehri, Ernst Hodel, Robert Lanz, Karl Lüthi, Karoline Müller, Elisabeth Schlup, Ulrich Wilhelm Zürcher. Es sind da sehr tüchtige Arbeiten, kräftig und schön in Farbe und Technik, andere von glatter, zarter Ausführung, auch solche in matten, grauen Tönen. Theodor Volmar benennt „Studie“ ein außerordentlich zart modelliertes Köpfchen in Bleistiftzeichnung. Wer sich der ungemein fein entwickelten Farbenempfindung, der spielend leichten Technik dieses Künstlers erinnert, wünschte von ihm anderes zu sehen.

Außer den schon genannten bringen Landschaften Albert Blau, Guillaume, Robert Lanz, Karoline Müller, Anton Redziegel, Marie Rolle, Otto Spreng, Ulrich Wilhelm Zürcher. Ob Bild oder Studie, sie sind fast ausnahmslos interessant, diese mit Innigkeit gemalten Motive aus dem Hochgebirge, in Öl oder leicht getonter Zeichnung, diese sonnendurchschienenen Bäume, intimen grünen Winkel, Wald und Wasser, Steine und Häuser, dekorativ wirkende Ölbilder, zarte Pastelle, frische Aquarelle, schönfarbige, detailfreundige Tempera, die einen stimmungsvoll in Sonne, die anderen in wolkendüstere Beleuchtung getaucht.

Farbenglühende, durchaus harmonische Blumen malen Anna Haller und Frieda Boelter-Redmond. Anton Hubacher hat warme Radierungen mit sehr guter Verteilung von Schatten und Licht. Einige architektonische Entwürfe zeigt Hans Christen und Emil Rüpfer eine kleine bronzierte Figur.

Die Ausstellung der Sektion Bern weckt den berechtigten Wunsch, die ganze Freie Schweizerische Künstlervereinigung möge kräftig wachsen und blühen. C.

Im Zürcher Künstlerhaus ist Ferdinand Hodler mit elf neuen Bildern eingezogen. Von den neun Landschaften, die ausnahmslos wieder der Schweizer See- und Gebirgsnatur ihre Motive entnehmen, ist nur eine schon vom Basler „Salon“ her bekannt: jenes Genferseebild, das mit der Akzentuierung des horizontalen Linienzuges der heranrauschenden Wellen und den symmetrisch aufgereihten Wölkchen ganz bewußt auf eine bestimmte Rhythmisierung des Naturbildes hinarbeitet. Der reifen Künstlerschaft Hodlers ist dieses Experiment vorzüglich gelungen. Seine Nachtraber seien davor gewarnt. Eine der neuen Landschaften, eine mächtig gefaßte Ansicht von Jungfrau, Mönch und Eiger hat sofort einen Käufer gefunden. Interessant ist zu sehen, wie der Künstler dem Problem der Wiedergabe des Nebelmeers nachgeht. Zwei figürliche Arbeiten treten hinzu. Von monumentaler Größe und gewaltiger Lebensintensität ist vor allem das Weib und Blumen betitelte Bild.

Aargauische Künstler, an der Spitze Emil Anner, sind mit einer eigentlichen Sonderausstellung im Künstlerhaus eingezogen. Hier und da begegnet man mit geringem Vergnügen dem Hodler-Klischee. Ein feines Organ für Farbe entwickelt Otto Wyler, von dem u. a. ein töniges Blumenstück da ist. Klar und kräftig sind die Landschaften von Jakob Wyß. Emil Anner bringt nur ein einziges Bild, einen sonnigen, frischen Maienmorgen zur Ausstellung.

Zwei Basler bereiten uns schönen Genuß: Walter Enholz mit einer Anzahl flott hingeschriebener Aquarelle, dann Rudolf Löw mit zehn Landschaften, von denen mehrere ihre Motive der bretonischen Belle-Isle entnehmen. Löw weist sich hier als ein ganz vortrefflicher Maler des Meeres aus, dessen Bewegungs-Geheimnissen er mit hingebendem und darum gesegnetem

Studium nachgegangen ist. Aber auch die pittoreske Felsküste, eine Hafenpartie, eine Windmühle auf Belle-Isle finden in ihm ihren feinfühligsten Schilderer. Neben diesen bretonischen Landschaften bringt der Künstler noch zwei Bilder mit blühenden Obstbäumen auf einem Wiesenplan. Die prächtige Frische des einen und die tiefe, satte Farbenstimmung des andern, auf dem das Weiß so weich und duftig aus der grünen Umgebung herausleuchtet, machen diese einfachen Landschaften zu einem wahren Vergnügen für jedes Auge, das sich für Nuancen und Tonwerte noch nicht abgestumpft hat.

Von August Giacometti, dem Vetter Giovannis, der als Professor an eine Florentiner Privatkunstakademie übergesiedelt ist, enthält die Ausstellung eine Anzahl farbenfeiner dekorativer Schöpfungen, dann einen Tondo mit einem Mädchenkopf, einiges farbenleuchtende Landschaftliche aus seiner bündnerischen Heimat, sowie eine Serie von Schwarzweißblättern, darunter vor allem sechs Illustrationen zu C. F. Meyers Jenatsch von einer fesselnden Kunst geistreicher Stilisierung. Man möchte hoffen, daß diese Serie später in einer Mappe den Kunstfreunden zugänglich gemacht würde.

Der junge Zürcher Plastiker H. C. Freistell stellt außer einer lebensvollen kleinen Bronze „Bocciaspieler“ eine ernsthaft delikate Marmorarbeit aus, eine lebensgroße Baigneuse von weicher Anmut der Formen und einem aller Banalität baren Bewegungsreichtum. Man kann diese schöne Talentprobe im Künstlerhaus jetzt weit besser würdigen als seinerzeit im Basler Musiksaal mit seinem unglaublichen Arrangement der Kunstobjekte.
H. T.

Narau. Nun hat auch das kunstsinige Narau dem „Großen Berner“, Albrecht von Haller, seine Huldigung dargebracht. Donnerstag, den 29. Oktober abends hielt Hr. Dr. Widmann, der Präsident der Literarischen und Lesegesellschaft, zur Eröffnung des diesjährigen Zyklus von Vor-

trägen einen gediegenen Vortrag über das Leben und Wirken von Berns größtem Bürger aller Zeiten.

Der Vortragende entwarf einleitend einen gedrängten Lebensabriß des Gefeierten, der gleich bedeutend und hervorragend war als Arzt, Chirurg, Anatom, Naturforscher, Philosoph und Philologe. Aber Haller war nicht nur als Gelehrter groß, sondern ebenso als Dichter. Er war es, der die deutsche Poesie, die damals vollständig darnieder lag, in frische Bahnen lenken half und sie zu neuem Fluge anspornte.

Hallers dritte glänzende und bedeutende Befähigung war die des Staatsmannes, die sich sowohl in seiner praktischen politischen Tätigkeit wie in seinen Staatsromanen kund tat. In gedrängter Kürze zeichnete so der Vortragende das Bild Hallers als Gelehrter, Dichter und Staatsmann. Aus all den Reminiszenzen, die er an diese Hauptzüge knüpfte, aus all den Einzelheiten, wie sie mit den wichtigsten Ereignissen des „Großen“ verbunden waren, atmete Hallers Geist zu der stillen lauschenden Gemeinde und schuf sich damit ein heiliges Andenken.

— Konzert Anna und Marie Hegner. Im Verein mit Frä. M. Anklin aus Basel gaben die beiden ausgezeichneten Künstlerinnen, die den Arauern keine Fremden mehr sind, am 31. Oktober ein Konzert, das mit J. S. Bachs Konzert für zwei Violinen eröffnet wurde. Sowohl hier wie auch in dem Violin-Konzert Nr. 7 in D-Dur, der Sérénade mélancolique von Tschairowsky und „Zephyr“ von Hubay, zeigte Frä. Anna Hegner neben virtuoser Beherrschung der Technik von neuem ihre von tiefstem Empfinden beseelte große Kunst.

Frä. Marie Hegner besorgte die Klavierbegleitungen mit entzückender Feinheit und absolutester Sicherheit. Ihre besondere Kunst, zeigte sie in den glänzend vorgetragenen „Papillons“ von R. Schumann, deren wechselnde Stimmungen sie vorzüglich zu charakterisieren verstand und in dem Nocturno F-Dur op. 9 Nr. 3 von

Chopin und der Polonaise C-Dur Nr. 2 von Liszt, deren technische Schwierigkeit sie mit souveräner Sicherheit überwand und deren musikalischen Wert und Gehalt

sie bis zum letzten Goldkörnchen aus der Tiefe ans Licht hob.

Das sehr zahlreich erschienene Publikum spendete begeisterten Beifall. H.

Literatur und Kunst des Auslandes

Vortragsabend von Dr. Böglin in Berlin. In Berlin veranstaltete am letzten Samstag (7. November) Herr Dr. Adolf Böglin aus Zürich aus Veranlassung des hiesigen Schweizer Klubs einen literarischen Abend, an dem der beliebte Schweizer Dichter eine Reihe eigener Dichtungen zum Vortrag brachte. Von den Novellen, die den ersten Teil des reichen Programms bildeten, gefielen ganz besonders „Der neue Christophorus“ und die im Zürich des Hans Waldmann spielende Erzählung „Der Patriot“. Einige Gedichte, die sowohl durch ihren tiefen Gehalt als durch die Art des Vortrages einen starken Eindruck machten, bildeten den Abschluß des genussreichen Abends, für dessen Veranstaltung die hiesigen Landsleute dem Vortragenden und dem eifrigen Präsidenten des Schweizer Klubs, Herrn Julius Eggli, dankbar sein werden. B.

Victorien Sardou †. Siebenundsiebzigjährig ist der erfolgreichste Dramatiker Frankreichs in Paris gestorben. Die Kritik der Jungen hatte ihm seit vielen Jahren den Krieg erklärt, und man gewöhnte sich vielfach, seinen Namen als ein Synonym für Geschmacklosigkeit und rohe technische Maché zu betrachten. Aber wenn im Alter dem Dichter seine Phantasie nicht treu geblieben ist und er nur noch die rein äußerlichen Seiten seiner Kunst weiter entwickeln konnte, wenn er in der „Fedora“, in der „Tosca“, im „Dante“ und in der „Hexe“ bloß noch auf den mit schauerlichen und sentimentalen Mitteln zu bewirkenden Eindruck hinarbeitete, so war er den Franzosen doch immer verehrungswürdig als der Schöpfer

einer ganzen Reihe von Komödien, die sich sicher auf dem Spielplan auch künftig halten werden. In seinen besten Stücken (La famille Benoiton, Divorçons, Rabagas) wußte er auf geistreiche Weise immer neue unerwartet komische Situationen zu schaffen, mit scharfer Satire Schwächen und Lächerlichkeiten bloßzulegen und mit seinem lebensprühenden Dialog das Publikum in Atem zu halten. Bei der Geschwindigkeit seiner dramatischen Produktion konnten naturgemäß viele Fehler nicht ausgefeilt werden, aber die Wirkung, auf die es Sardou ankam, war nie verfehlt. Ein halbes Jahrhundert hat Sardous Stücken Beifall gezollt, während die Kritik fast immer sich gegen den Dichter wandte. Aber ihre Arbeit war umsonst; das Publikum ließ sich nie abhalten, die neuen Werke wieder zu hören. Sardou bot jedesmal irgend eine Überraschung, sei es, daß er sich mit dem Spiritismus auseinandersetzte, ein politisches Problem oder einen Staatsmann aufs Korn nahm (wie im „Rabagas“ Gambetta), Himmel und Hölle vorführte oder eine leidenschaftliche Liebe auf farbig historischem Hintergrunde zeichnete.

Sardous Erfolg reicht schon in seine Jugendjahre zurück, nachdem er freilich in den ersten Anfängen bittere Not gelitten hatte. Er nahm sich um seine Stücke auch nach der Drucklegung an und verfolgte die „mise-en-scène“ mit großer Meisterschaft und Sachkenntnis. Zum Teil mag sein Erfolg auch den trefflichen Ratschlägen zuzuschreiben sein, die er jedem Schauspielers zu geben wußte.

Mahlers „Siebente“. Gustav Mahler hat in Prag, in einer Ausstellungshalle,